<36623744930010 S

<36623744930010

Bayer. Staatsbibliothek

J. Can. P. 160.

Briefe
über
den Cälibat
unsrer
katholischen Geistlichen.

Von
K—u—r und W—o—g.

Ein Anhang
zu den
Briefen über das Mönchswesen.

Naturam expellas furca,
tamen usque recurret.
Horat.

Oberhausen, 1781.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Mein Freund!

Ich zweifelte lange, ob ich Ihnen schreiben, oder wenn ich schriebe, ob ich Ihnen auf Ihren Brief antworten wolle. Endlich überwand die Vorstellung, Sie möchten etwa aus meinem Stillschweigen schließen, ich sey mit Ihrem fürchterlichen Satze, der so kaltblütig in Ihrem letzten Briefe dasteht, einverstanden. Es wäre besser, sagen Sie, wenn es unsrer Geistlichkeit zugestanden würde, Weiber zu nehmen. Wissen Sie auch, was Sie damit sagten?

Sie sagten, es wäre besser, wenn man einem vollkommnern Stande den unvollkommnern vorzöge; wenn man geradezu wider den ausdrücklichen Rath des heiligen Paulus und die Lehre der heiligen Väter handelte; wenn man sich über die heiligen Kirchenverordnungen, die in ganzen Versammlungen festgesetzt und gutgeheißen worden sind, hinweg setzen würde; wenn man der Geistlichkeit erlaubte, wider das Gelübde der Keuschheit zu handeln; wenn man der Geistlichkeit noch eine Gelegenheit mehr gäbe, durch tausendfache neue Zerstreuungen die Pflichten ihres wichtigen Standes entweder ganz zu versäumen, oder nur zum Theil und halb und halb zu verrichten; wenn man — — Doch ich mag mir den Gräuel nicht einmal denken, der aus Ihrem schönen Projekte folgen würde. Und Sie, — den ich doch immer im Herzen so gut orthodox und ge-

gerecht gefunden, Sie getrauen sich, einen solchen Satz zu behaupten? — Doch ich glaube, es war Ihr Ernst nicht, und vielleicht nur Scherz, den Sie letzthin aus der Zeitung geschöpft, und mich nun damit in Bewegung bringen wollten. Aber Ihr ganzer Brief war doch nichts weniger als scherzhaft, und ganz wider Ihre gewöhnliche Laune. Hören Sie, Freund, ich bin recht im Kummer. Schreiben Sie mir nächstens Ihre Gesinnungen darüber offenherzig. — Und ist es etwa Ihr Ernst gewesen; so waffnen Sie sich nur fein stark mit Ihren Sophistereyen. — Denn wirklich, eine hochwürdige Frau Pfarrerinn — nein, das wäre ein Absurdum, so groß, als eines. Ihrer Gattinn und Kindern meinen Respekt.

Den 20 April, 1781.

Ihr

K—u—r.

2.

Hochwürdiger Herr!

Daß ich meinen fürchterlichen Satz, oder wenigstens eine lebhafte Erinnerung daran so zum Theil aus der Zeitung schöpfte, darinn haben Sie vollkommen Recht. Aber daß Sie ihn für Scherz nur, und nicht für wahren Ernst hielten, darinn haben Sie Unrecht. Und wenn Sie oben darein noch gar glauben, ich werde meine Meynung mit Sophistereyen beweisen, werde nicht ausreichen mit Gründen, meine Meynung jedem hellen Denker einleuchtend und unwidersprechlich gut vorzustellen, so haben Sie noch weniger Recht. Also wäre es damit mein Ernst? — Ja Herr, und so Ernst, daß ich Willens bin, Ihnen nach und nach meine Meynung und die unläugbaren Vortheile für den

Staat

Staat sowohl, als die Kirche, aus einander zu setzen. Theologische Demonstrationen und Subtilitäten, Curialismus und dergleichen Gespenster lassen wir beyseite. Daß der Cälibat nicht von Gott in seiner Schrift geboten; daß er in der Kirche nicht von jeher, und nicht allgemein eingeführt worden; daß ihn einige Concilia verworfen und einige angenommen haben; daß er eigentlich unter die zufällige Kirchendisciplin gehöre; daß das Sakrament der Priesterweihe und der Ehe keine widersprechende Sakramente seyen; daß ihn die Kirche, und mit dieser jeder Regent in seinen Landen einschränken könne; daß man auch während des Gebots schon einigen Priestern die Ehe gestattet habe; und daß, wenn der Cälibat unter einigen nothwendigen Bedingungen eingeschränkt würde, ein großer Schritt zur Vereinigung unsrer wahren Kirche mit der Evangelischen

Kirche gethan wäre — dieß wissen Sie und die ganze Welt. Ich glaube daher, daß weder Sie, noch sonst ein kluger Mann, dem Sie etwa meine Briefe zeigen möchten, es von mir für einen zu kühnen Schritt wider die Kirche halten werden, wenn ich den gezwungenen Cälibat unsrer Geistlichkeit wirklich bestreite. Sophisterey oder Neuerungssucht sind meine Waffen gar nicht. Gesunder Menschenverstand, Erfahrung, Liebe zur Wahrheit, Eifer für die Erhaltung und Besserung der Sitten, Aussichten eines glücklichern Staates sind einzig und allein meine Gründe und Waffen. Wenn ich also sage, es wäre besser, wenn es unsrer Geistlichkeit (nicht der klösterlichen) zugestanden würde, Weiber zu nehmen, so sag' ich, es wär besser für den Staat in Rücksicht der Geistlichkeit, und in Rücksicht der Christenheit.

Wollen Sie darüber meine Beweise lesen, Hochwürdiger Herr, so hoff' ich, Sie, wo nicht selbst auf meine Meynung zu ziehen, doch zu überzeugen, daß ich nichtsdestoweniger ein guter Christ bin, und vielleicht zu bewirken, daß hie und da ein gerechter Fürst und Menschenfreund meinen Vortrag billiget, und den Geistlichen Weiber und uns rechtschaffene Geistliche giebt. Meine liebe Hälfte und Kinder danken Ihnen herzlich, und sagen Ihnen wieder eben so viel Schönes zurück.

den 25 April, 1781.

Ihr

W—o—g.

3.

Ja, ja, der H— hole mir den guten Christen, der sich so mit einem leichten Fuße über die Concilia und Patres und Vota hinaussetzt! Etwas ungebunden wußte ich von jeher, daß Sie dächten, und hatte darob schon manche liebe Noth mit Ihnen; aber daß Sie es je so arg machen, Verordnungen der Kirche angreifen, den Cälibat unsrer Geistlichkeit für einen Knoten ansehen sollten, der sich zerhau'en läßt, wie der Gordische, nein, dieß hätt' ich nicht geglaubt. Doch so leicht, als Sie glauben, Herr Sophist, kommen Sie mir nicht davon, und ich fürchte, Ihre Zähne möchten so tief nicht stecken, daß sie die Nüsse, die ich Ihnen reichen will, werden aufbeissen können, ohne zu brechen. Ich will Ihnen meine Einwürfe nicht einzeln mittheilen, sondern will Ihnen die Gutthat erweisen,

weisen, und das ganze Heer in seiner Ordnung zeigen, daß Sie sich etwa noch mit Anstand zurückziehen, oder, wenn Sie sich den Streit doch einmal in den Kopf gesetzt haben, ritterlich sterben mögen. Aufgeschaut, Herr Sophist!

Die Kirche legt den Geistlichen den Cälibat mit Recht und Nutzen auf.

Der Cälibat ist sittlich möglich.

Christus hat ihn seinen Jüngern angerathen.

Die Apostel haben die Lehre ihres Meisters mit Worten und mit ihrem Beyspiel bekräftiget,

wie auch andere apostolische Männer.

Die Kirche hat das Recht und die Macht, ihn zu fordern, um ihren Zweck zu erreichen.

Sie

Sie kann ihre Diener unter gewissen Bedingungen aufnehmen.

Der Cälibat ist wirklich ein vollkommnerer Stand, als der eheliche.

Der Geistliche kann ohne Weib dem Herrn, dem er besonders gewidmet ist, besser dienen.

Sehen Sie, Freund, da steht meine ganze Schlachtordnung. Beweisen will ich von diesen Gründen noch keinen, vielleicht überheben Sie mich selbst der Mühe, und strecken Ihre Fahne, ehe Sie zu Felde ziehen. Ich erwarte Ihren nächsten Brief mit Ungeduld.

den 30 April, 1781.

Ihr

K—u—r.

4.

Hochwürdiger Herr!

Meine Hand will ich Ihnen geben, Herr, aber die Fahne nicht. Und wenn ich Ihre Schlachtordnung, wie Sie zu scherzen beliebten, so recht untersuche, so scheint mir immer, daß Sie bey ihrer Anordnung mehr Furcht äußerten, als Hofnung auf Sieg. Denn wer sich so allgewaltig hinter gar so viel Mauern verschanzt und verbollwerkt, dem ist sicherlich nicht wohl ums Herz. Seys nun Furcht, oder stiller ungekannter Wunsch, mit Ehren überwunden zu werden, so sag' ich Ihnen ein- für allemal, Herr, Sie sind geschlagen, nicht eben in der fürchterlichen Bedeutung dieses Worts, sondern, Sie sind auf meiner Seite. Ich könnte die Sache ganz kurz sagen, könnte sagen,

ich

ich stimmte mit Ihren Einwürfen, mit einigen ganz, mit andern halb, und mit einem durchaus nicht überein, könnte meine Erklärungen und Einschränkungen und Gegenbeweise beysetzen, und der Sache ihr schönes Ende geben. Aber das will ich nicht. Sie sollen mir Ihre Sätze beweisen, ich will dagegen meine Sätze auch herschreiben, auch beweisen, meine Behauptung mit Vernunft und Erfahrung unterstützen, und, wenn Gott will und der weise Regent, meinen hochwürdigen Herrn Pfarrer an der Hand einer rechtschaffenen und liebenswürdigen Gattinn noch vergnügt und glücklich sehen.

So weit dachten Sie wohl nicht, daß wir schon wären! Nun meine Schlachtordnung! Aufgeschaut, Herr Theolog, Herr Pfarrer!

Die Kirche kann den Geistlichen mit Recht und Nutzen den Cålibat abnehmen.

Der Cålibat ist von Christus nur Einigen, nicht Allen angerathen, konnte und kann auch nicht Allen angerathen werden.

Wenn die Kirche den Zweck des Cålibats nimmer erreicht, wie sie ihn auch wirklich nimmer erreicht, so ist sie befugt, den Geistlichen diesen Zwang abzunehmen.

Es ist wirklich dem Staate nützlicher, wenn der Cålibat der Geistlichen aufgehoben wird.

Es ist der Geistlichkeit nützlicher.

Es ist der Christenheit nützlicher.

Der rechtschaffene Geistliche wird mit einer Frau Gott und dem Staa-

te

te eben so wohl dienen, ja noch besser, als ohne Frau. Der liederliche Geistliche wird immer liederlich seyn; mit einer Frau vielleicht minder liederlich; vielleicht gar rechtschaffen.

Sehen Sie, Hochwürdiger Herr, dieß wären so ungefähr meine Gründe. Diese und die Ihrigen beweisen, bestreiten, billigen wir nach und nach Stückweise, ohne uns an ein System zu binden. Wahrheit bleibt immer Wahrheit. Die nächste Post bringt mir doch einen Brief? —

den 6 May, 1781.

Ihr

W—o—g.

5.

Mein Freund!

Daß die Kirche das Recht und die Macht hat, den Geistlichen den Cälibat aufzulegen, dafür fordern Sie wohl keine Beweise. Denn so viel ich aus Ihren bisherigen Briefen sehe und Sie aus einem langen Umgange kenne, ist Ihre Absicht nicht, die Kirche zu bestreiten. — Denn wäre dieses, so würde ich mir Ihre Briefe von einem solchen Innhalte geradezu verbitten. Daß der Cälibat sittlich möglich ist, wollen Sie davon Beweise? — Gut! Christus lehrte es beym Matth. im 19 K. Denn nachdem er dort den Ehestand als dem ganzen menschlichen Geschlechte nothwendig empfohlen und erklärt hatte, daß er nur aus zwo Personen bestehen solle, sagten seine Jünger (im 10 V.): „Wenn

„es eine solche Beschaffenheit des Men-
„schen mit seiner Frau hat, so ist es nicht
„gut zu heyrathen.„ Darauf antwortete ihnen Jesus: „Nicht alle fassen
„dieß Wort, — sondern die, denen es
„gegeben ist. Denn es giebt Verschnit-
„tene, die aus dem Mutterleibe so geboh-
„ren sind, — und es giebt Verschnitte-
„ne, die so von Menschen gemacht sind,
„und es giebt Verschnittene, die sich
„selbst verschnitten haben, um des Him-
„melreichs willen. Wer das fassen kann,
„der fasse es!„ Alle Kirchenväter und Ausleger der heiligen Schrift kommen überein, daß diese letztern Worte: „die
„sich selbst verschnitten haben,„ so viel heissen, als: die die ewige Keuschheit halten wollen. Es folgt also hiemit aus diesen Worten Christi, daß der Cälibat sittlich möglich ist. Christus hat den Cälibat seinen Anhängern angerathen, da er sagte: „wers fassen kann, der fas-

„se es!„ Und wieder im 29 V. des nämlichen Kapitels: „Ein jeder, der sein „Haus, Bruder, Schwester, Vater, „Mutter, Ehefrau ꝛc. ꝛc. wegen meinem „Namen wird verlassen haben, soll einen hundertfachen Lohn empfangen, „und das ewige Leben besitzen.„ Wollte ich Ihnen alle Texte herschreiben, Herr, die im Evangelium den Cälibat anpreisen, so würde ich an kein Ende kommen. Für heute sey dieß genug! Das nächstemal geh' ich weiter.

den 11 May, 1781.

Ihr

K—u—r.

6.

Hochwürdiger Herr!

Ja, mein lieber Herr Pfarrer, da haben Sie vollkommen Recht! Die Kirche hat das Recht und die Macht, den Geistlichen den Cälibat aufzulegen. Der Cälibat ist sittlich möglich; und Christus hat denselben seinen Anhängern angerathen. Was folgt daraus? — Etwa, daß es wider Orthodoxie und Glauben laufe, wenn der Cälibat den Geistlichen abgenommen würde? — So weit, Herr Pfarrer, werden Sie sich doch in Ihrer Theologie nicht verlohren haben? Wenn die Kirche das Recht und die Macht hat, den Geistlichen den Cälibat aufzulegen, so hat sie eben darum auch die Macht und das Recht, denselben den Geistlichen wieder abzunehmen. Oder hat sie dieß etwa noch nie gethan, daß

sie ein selbst gemachtes Gesetz wieder aufgehoben hätte? — Ich würde Ihnen gleich hier ein Beyspiel anführen, wenn ich es nicht schicklicher fände, dasselbe erst in einen meiner folgenden Briefe einzurücken. Der Cälibat ist sittlich möglich. Warum aber, weil er sittlich möglich ist, aus der Möglichkeit Zwang, aus einem Rathe Gebot machen, und die Gewissen der Menschen binden, beschweren, der Gefahr der Sünde aussetzen, weil der Cälibat sittlich möglich ist? — Christus hat ihn seinen Anhängern angerathen, wieder Recht! Aber er hat ihn nur Einigen, nicht Allen angerathen, und hat ihn auch nicht Allen anrathen können. Denn Gott kann sich nicht widersprechen, würde sich aber widersprochen haben, wenn er gegen sein eignes Lob des ehelichen Standes Allen den Cälibat angerathen hätte. Es ist also blos Rath des Herrn, Cä-

lebs zu seyn und zu bleiben. Wenn er es also bey seinen Jüngern, bey seinen Dienern und auch für unsre Zeiten, die ihm dort gegenwärtig waren, wie itzt, für unsre Geistlichen so ersprießlich und nothwendig gefunden hätte, warum hat nicht er selbst dieß Gebot der Verschnittenen gemacht, warum erst auf die Kirche gewartet? Die übrigen Verhaltungsregeln seiner gesalbten Diener hat er alle genau bis aufs Pünktchen beschrieben und bestimmt, den Cälibat aber nirgend befohlen, nur angerathen. Die Kirche hingegen hat dem lieben Gott (Erlauben Sie mir den Ausdruck) sein Argument corrigirt, aus einem göttlichen Rathe ein Kirchengebot für die Geistlichen gemacht, und folglich die Gewissen der Geistlichen, weil es sittlich möglich ist, gebunden, die Gott, weil ers nicht für nothwendig fand, nicht gebunden hat. Das sey aber nicht gesagt,

Herr Pfarrer, als wenn ich behaupten wollte, die Kirche habe damals, da sie dieß Gebot machte, unrecht gethan. Damals hatte sie ihren Zweck, den sie auch wirklich durch dieß Gebot erreichte. Ob sie ihn aber noch so errreicht, wie damals?

den 17 May, 1781.

Ihr

W—d—g.

7.

Freund!

Wenn Sie sich einen Knecht dingen, Freund, so steht es allein bey Ihnen, unter was für Bedingungen Sie ihn in Ihre Dienste aufnehmen wollen. — Diese legen Sie ihm vor, und wollen darüber unverbrüchlich gehalten wissen. Wem nun meine Bedingungen zu schwer sind, sagen Sie, der entschlage sich meines Dienstes. Soll nun unsre Mutter, die Kirche, welche wissen muß, was ihren Kindern ersprießlich und gut ist, nicht das nämliche Recht haben, das ein jeder Hausvater hat? Und läßt sie es nicht jedem frey, vorher Ueberlegungen anzustellen und zu überdenken, ob er Stärke genug habe, sich einen Stand zu wählen, dem sie aus wichtigen Gründen den Cälibat aufgebürdet

bürdet hat? Es ist erstaunlich mit Euch Herren, daß Ihr nur immer auf die Kirche stürmet, nur ihre Freyheiten und Gränzen näher bestimmen und einschränken, die Eurigen hingegen erweitern wollet! Daß Gott mit dem Cälibat auf die Kirche gewartet habe, was wollen Sie damit sagen? — Also hätte die Kirche gar kein Gebot machen sollen, das nicht Gott schon zuvor gemacht hat? Also nichts von der österlichen Beicht und Communion? nichts von der Messe an Sonn- und Feyertagen? nichts von der Fasten? Warum nicht? weil Gott diese Gebote nicht selbst gemacht hat. Sie wissen doch den Spruch noch, Herr, was zu viel beweiset, beweiset eben deßwegen nichts. Lassen Sie dieses Gebot also immer gut seyn, Freund! Die Kirche kann nach Ihrem eignen Geständnisse den Cälibat zu ihrem Zwecke fordern. Denn sie kann dasjenige auf die

Seite zu räumen befehlen, was die Diener des Evangeliums von den Verrichtungen des Predigtamtes, der Seelsorge und den kirchlichen Geschäften abzöge und sie daran verhinderte. Dieß aber thut die Besorgung irdischer Dinge, die Sorgfalt für die Haushaltung und Erziehung der Kinder, die aus dem Ehestande entspringen. Denn so sagt der große Paulus: „Ich will aber, daß ihr „ohne Bekümmernis seyd. Der aber „ohne Ehefrau ist, besorgt das, was „des Herrn ist, und wie er dem Herrn „gefalle; der aber mit einer Ehefrau ist, „besorgt, was der Welt ist, und wie er „seiner Frau gefalle, und ist getheilt.„ Sehen Sie nun bald, was die Kirche für einen Zweck hat? Die Kirche will, daß ihre Diener, so wie in den übrigen Stücken, also auch in diesem, der Christenheit zum Muster dienen. — Sie will, der Geistliche soll sich einen voll-

kommnern Stand wählen, als den ehelichen. — Sie will, er soll dem Herrn sein Herz und seinen Leib ganz ohngetheilt wiedmen. Könnte dieser Zweck heiliger seyn, Freund? Hab' ich nun Ihre Einwürfe nicht widerlegt? Oder haben Sie auch dawider noch Ihre — — —?

den 23 May, 1781.

Ihr

K—u—r.

8.

Nein, lieber Mann, Sie haben meine Einwürfe nicht widerlegt, sondern haben neben die Scheibe geschossen, die ich ausgesteckt habe. Ihr Gleichnis da macht Aufsehen in der Ferne, wie die feurigen Männer auf dem Felde: will man sie aber haschen — flugs sind sie weg. Wenn ich meinen Knecht dinge, ihm meine häusliche Ordnung, die ich gehalten wissen will, und die übrigen Bedingungen vorlege, so nimmt er sie an, wenn sie ihm gut und billig, oder wenigstens erträglich scheinen. Wollen sie ihm aber in der Folge in der Ausübung nimmer behagen, — so macht mir der Pursche einen Bückling, und sucht sich einen andern Dienst, wo's ihm besser behagt. Ihr aber, meine lieben Geistlichen, müßt harren, wenn ihr

gleich in der Folge erfahret, daß es nicht für euch ist, Cälebs zu bleiben; wenn ihr sehet, daß ihr ewig damit zu Grunde gehen müßt — ihr müßt harren, warum? weil es nun einmal so in der Kirche eingeführt ist; weil man das Vorurtheil hat, was für Einen gut ist, sey für Alle gut, und was vor hundert Jahren gut war, sey heute auch noch gut. — Und wie geht es bey den Ueberlegungen der Standeswahl meistens zu? Oft muß der Bube in der Wiege schon den Cälibat schwören, weil ein oder mehrere Familiencanonicate auf ihn warten, weil er das Unglück hat, nicht der Erstgebohrne zu seyn. — Oft tyrannisirt ein eigensinniger Vater, eine andächtige fromme Mutter, geldgierige Anverwandte das junge Herz so sehr, daß es sich hinführen läßt zur Schlachtbank, und seine Freyheit verkauft, ohne zu wissen, wie ihm geschehen ist. Oft

wählt

wählt man sich diesen Stand aus menschlichen Absichten, oft weil man glaubt, seinen Unterhalt da am besten zu finden, und einst auch so ein Mann zu werden, der auf Pfänder leiht, wie der hochselige Herr Onkel, oder sonst ein reicher Mann. Und in der geistlichen Pflanzschule bringt man den guten Studenten so wenige, so schlechte Begriffe von ihrem Stande bey, wacht so wenig auf sie, daß es nur eine Furcht ist und unablässliche Verantwortung. — Herr, wollte ich da alle Fälle hersetzen, die sich ereignet haben, oder nur die, von denen ich selbst Zeuge bin, es würde Ihnen vor den schrecklichen Folgen des gezwungenen Cölibats grauen. Glauben Sie nun, Herr Pfarrer, daß Gott an solchen Opfern Freude und Wohlgefallen hat? daß es nicht unendlich besser und nützlicher wäre, solche unnatürliche Bande zu lösen, an denen die armen Schlacht-

opfer

opfer in den Abgrund gezogen werden, und vielleicht — noch tausend Seelen mit sich ziehen? — Was ist besser, daß unter einem Gebote, welches man aufheben könnte und nicht aufhebt, — Seelen von Gott erkauft zu Grunde gehen; oder daß sie, wenn man ihnen diesen Zwang abnähme, glücklich hier wären und dort würden? Kirche! Mutter der Gläubigen! Lehrerinn des Glaubens! — Fürsten! Väter des Landes! Freunde der Menschen! machet doch alle Menschen glücklich! —

„Also hätte die Kirche gar kein Ge„bot machen sollen, das nicht Gott „schon zuvor gemacht hat?„ Ziemlich artig gefolgert, Herr Pfarrer, wie ihr gute Theologen alle pflegt! Aufgemerkt, ich will Ihnen meinen Satz in Forma hersetzen, vielleicht sehen Sie dann, wie unpassend und übelklingend in diesem

Stücke Ihre Antwort war. — Ich sage mit Ihnen, die Kirche hat das Recht und die Macht, ihren Geistlichen den Cälibat aufzulegen: nun, sag' ich hingegen, hat sie auch das Recht und die Macht, ihren Geistlichen den Cälibat abzunehmen. — Hätte Gott den Cälibat für nothwendig erkannt, so würde er ihn selbst geboten haben. — Die Kirche hat ihn den Geistlichen, denen ihn Gott nur blos angerathen hat, wirklich geboten, und also ihre Gewissen beschwert, gebunden, und der Gefahr zu sündigen ausgesetzt. Ist dieses wahr oder nicht wahr? Ich gebe Ihnen oben drein noch zu, daß die Kirche zu der Zeit, da sie den Cälibat geboten hat, vollkommen recht gethan habe, weil sie damals ihren Zweck erreicht hat. — Hingegen behaupte ich aber, daß sie itzt eben so vollkommen recht thun würde, wenn sie ihn aufhebte, weil sie nun

ihren Zweck überhaupt nicht mehr erreicht. Die Erfahrung lehrts. Ehe ich aber zu Beweisen schreite, will ich Sie auch wieder zum Worte kommen lassen und Ihre Gründe lesen, mit denen Sie mir zeigen wollen, was Sie im letzten Briefe mit so viel Eifer behaupteten. Ich bin mit aller Freundschaft ganz

den 27 May, 1781.

Ihr

W—o—g.

9.

Wirklich, lieber Freund, wirklich will ich es mit Eifer behaupten, daß die Kirche gut thut, wenn sie ihren Geistlichen den Cålibat auflegt, denn der Cålibat ist ein vollkommnerer Stand, als der eheliche, und der Geistliche kann ohne Weib dem Herrn, dem er besonders gewidmet ist, besser dienen, und die weitlåuftigen Pflichten seines Amts und Standes besser erfüllen. Ich erklåre Eines nach dem Andern. Die Vollkommenheit des Cålibats vor dem ehelichen Stande werden Sie doch dem heil. Weltapostel Paulus nicht abtrotzen wollen? „Bist du frey von einem Weibe (sagt er in seinem Sendschreiben an die Korinther im 7 Kapitel) „so suche die auch kein „Weib — und, wer seine Tochter nicht „verheyrathet, thut besser, melius fa-

„cit.„

„cit.“ Sehen Sie, Herr, dergleichen Stellen könnte ich Ihnen noch einige anführen, könnte Ihnen Zeugnisse darüber von den heil. Vätern herschreiben. Aber zu was so viel Beweise für einen Stand, den der Herr im Evangelium gewiß nicht würde angepriesen, und noch weniger angerathen haben, wenn er nicht vor dem ehelichen Stande ein vollkommnerer Stand wäre.

Der andre Punkt von der Theilung des Herzens zwischen Gott und der Frau ist ohnehin unstreitig offenbar. Ich rufe Sie selbst zum Zeugen, Freund, ob Sie nicht manche Stunde mit den Gefälligkeiten, die Sie ihrer Gattinn erweisen und von ihr wieder erhalten, verlieren? Ob Sie nicht unter dem Kummer, den Ihnen Ihre Haushaltungsgeschäfte machen, oft bis zum Ueberdrusse zerstreut werden? Ob Sie bey den Tändeleyen ihrer Kin-

der nicht manche schöne Stunde mit vertändeln? Wenn nun der Geistliche, verehelicht, seine Zeit unter diese Geschäfte theilen müßte, wie viel bliebe ihm zu Geschäften seines priesterlichen Standes, dessen Verrichtungen im Umfange ausgebreiteter, in der Folge wichtiger, und in der Wesenheit heiliger sind, Zeit übrig? Und dennoch können Sie noch zweifeln, ob die Kirche ihren Zweck erreiche? Paulus räth nicht nur Geistlichen, sondern auch Andern ohne Unterschied den Cälibat, wie viel mehr ist er also Geistlichen rathsam! Verstehen Sie dieses Argumentum a minori ad maius? Sind Sie bey dem allem aber doch noch so verwegen, und beharren auf Ihrem Satze, so weiß' ich, was ich von Ihnen zu halten habe. Wider evangelische Räthe reden, wider Paulum, Augustinum und Hieronymum rc. rc. — die Haare möch-

möchten einem zu Berge stehen! Daß Sies wissen, ich fürchte mich bald vor Ihnen! —

den 31 May, 1781.

Ihr

K—u—r.

10.

Da waren Sie aber wieder fürchterlich im Feuer, lieber Freund, haben mich in Gedanken gewiß schon verdammt, und vielleicht gar mit einer schwarzen Kerze in der Hand zum Schrecken aller Gläubigen vor die Kirchthüre gestellt! — Geben Sie sich nur zufrieden, ich streite nicht wider Paulum, glaube, was Gott durch seinen Mund sagt, nicht wider die evangelischen Räthe, und will Ihnen auch wirklich kein Weib aufdringen. Meine Kaltblütigkeit würde Sie übrigens unendlich besser kleiden. Man denkt der Sache bedachtsamer nach, und sieht Männchen von Thon auf dem Ofen nicht für Riesen an. Ich kaute Ihre Nüsse, die Sie mir reichten, hübsch langsam, bis sie weich wurden, dann einen Druck — und sie

theil-

theilten sich, wie mit dem Messer geschnitten. Ich gebe es Ihnen und dem großen Paulus herzlich gerne zu, daß der unverheyrathete Stand vollkommner ist, als der eheliche. Daß er aber in jeder Lage, in jedem Betracht, für jeden Menschen vollkommner sey, das sagt weder Paulus, noch sonst jemand, der nicht schwärmen will. Denn daraus würde folgen, daß jeder, der nach Vollkommenheit trachten wollte, seine Lenden umgürten und Cälebs bleiben müßte, oder werden sollte. „Wenn du vollkommen „seyn willst, so gehe, verkauf alles, „was du hast, und giebs den Armen!„ Gleichwie nun der Geistliche in jedem Stücke den Gläubigen zum Muster dienen sollte, so sollte ers auch in diesem seyn. Dieß ist ein Rath, eben so, wie der Cälibat, betrift er nicht alle, alle Geistliche? Gieb die Einkünfte deines

oder deiner Bißthümer, deiner Pfründe oder Pfründen ꝛc. ꝛc. — geben Sie ihre Pfarreinkünfte den Armen, und leben Sie, wie Paulus, von dem, *quae ministraverunt manus istae*. Nu, warum eine so bedenkliche Miene? *Vade et vende* heißt es unbedingt, nirgend kein *melius facit*, sondern platthin nur *vade et vende*, und zwar: *si vis perfectus esse!* Verstehen Sie dieses Argumentum a pari, hochwürdiger Herr Pfarrer? Was die Theilung des Herzens betrift, so ist der Grund Ihres Einwurfs nicht ganz so unstreitig offenbar, wie Sie wähnen. *Divisus est*, sagt Paulus, warum? weil er sein halbes Herz dem Weibe geschenkt hat, und das halbe Gott. Nicht wahr, das ist Ihre Stütze, an der Sie sich halten? Achtung, Herr Pfarrer, wenn Sie aufrecht stehen bleiben wollen! Diese Theilung des Herzens ist überhaupt Gott unangenehm, ist überhaupt Gott schimpf-

schimpflich, ist überhaupt von Gott verworfen. Totum te fecit, totum te cupit, sagt Augustin. Also weg mit der Krone und dem Scepter, ihr gesalbten Häupter! Der Ehemann muß sich scheiden von der Frau, und die Frau vom Ehemann. Ins Feuer mit dem Taufbuche! Weg mit dem geheiligten Wasser aus dem Taufsteine! Die Welt muß aussterben! warum? weil jeder Mensch, der Laie wie der Geistliche, Gott sein Herz ganz schenken muß! — Sehen Sie, Herr, wies geht! Wenn man zu viel beweisen will, so beweiset man nichts. Denn wenn Sie wörtlich auf dieses *Divisus est* dringen, so fällt das Sakrament der Ehe und unsre Welt mit über den Haufen, und das will doch Gott, Paulus, und vermuthlich auch Sie nicht. Sie sehen also wohl, daß mans mit dem *Divisus* nicht so wörtlich nehmen darf. Oder ist es dem Ehemanne, und so wechsels-

selsweise der Ehefrau, nicht ausdrücklich von Gott geboten, daß sie einander herzlich lieben und sich betrachten sollen, als wären sie nur Ein Leib? Ist ihnen nicht ausdrücklich befohlen, einander durch gegenseitige Gefälligkeiten zuvorzukommen, und unter sich Leid und Freude zu theilen? Wer das thut, wird gegen Gottes und Pauli Willen nicht handeln. Die schöne Zeit aber, die man auf die Geschäfte seines Amts und Standes verwenden sollte, in dem Arme seiner Gattinn vertändeln, das nenne ich *Divisus* seyn, und Paulus auch. Wer dieß thut, sey er nun Laie oder Geistlicher, der fehlt grob, und dem wäre besser, er lebte nicht. Nun, zur Güte, hochwürdiger Herr, wird der Geistliche, der von seinem Stande, von seinem geistlichen Amte, von der Wichtigkeit seiner Verrichtungen, und von dem Erhabnen des

des göttlichen Dienstes überzeugt, nach seiner Ueberzeugung handelt, kurz, der ein rechtschaffner Mann ist, — wird der deswegen, weil er neben dem Sakramente des Priesterthums und der angehängten Gnade auch die Gnade und das Sakrament der Ehe empfangen hat, ein anderer Mann werden? Wird er sein Herz, seine Sorgfalt, seine Genauigkeit, seinen Eifer, und seine Liebe von Gott abziehen, und auf sein Weib verwenden, das er sich zur Gefährtinn seines Lebens nach dem Willen und der Einsetzung Gottes gewählt hat? Ich denke nicht, sondern ich denke, er wird wie zuvor der rechtschaffne Geistliche bleiben, und selbst seine Gattinn lehren, was so viele Gattinnen nicht wissen, was Ehestand, was wahre Frömmigkeit und Religion, und was Kinderzucht sey. Aber, sagen Sie, der Kummer und die Sorgen der Haushaltung, und die Tände-

deleyen mit den Kindern, rauben dem Geistlichen seine Zeit. —— Wunderlich! also ist dem Geistlichen keine Erholungsstunde erlaubt? Aber wuchern darf der Geistliche? Darf im Dorfe der reichste Bauer seyn? Darf die Haushaltung unter der Direktion der Jungfer Hauserinn allein führen? Darf in einer Schenke mit den benachbarten Herren Confratribus den lieben halben Tag durch spielen? Darf zum Aergernis der Welt mit Beschwerung seines Gewissens thun, was er, wenn er verheyrathet wäre, mit Recht thun dürfte? Und dazu schreyt keine Seele: *Divisus est?* Wäre es dagegen nicht besser, der Geistliche würde sich zu Hause in den Stunden, die er von Amtsgeschäften frey hat, mit Erziehung seiner Kinder abgeben, den Saamen des Christenthums, der kernhaften Frömmigkeit, der Sittsamkeit und Tugend unermüdet in ihr junges Herz legen, und den Laien zeigen, wie wich-

tig das Geschäfte sey, unsterbliche Seelen, erkauft und gegeben von Gott, für den Staat und Himmel zu bilden? — Wäre das nicht besser? — Und so würde jeder rechtschaffne Geistliche gewiß handeln. Der Andere hingegen, der nur Namen und Kleidung des Geistlichen hat, und nicht sein Herz, würde verehelicht weniger Zeit zu Ausschweifungen haben, würde sich vielleicht Anfangs aus Gefälligkeit für seine Gattinn, und nach und nach etwa selbst aus Ueberzeugung befleissen, rechtschaffen zu leben, wo nicht, — so wird er mit wie ohne Weib seyn, was er itzt ist, wird sein Herz hängen an Felder und Ochsen, an Geld und Wucher, und doch dabey haben wenn nicht das Sakrament und die Gnade der Ehe, doch eine verschwiegene und gefällige Haushälterinn. Und so ein Mann soll nicht *Divisus* seyn, solls erst in der Ehe werden? — Was

meynen Sie, würde die Kirche ihren Zwecke nicht besser erreichen, wenn die Geistlichen Weiber hätten? Ich bin

den 5 Junius, 1781.

Ihr

W—o—g.

II.

Liebster Freund!

Nun meynen Sie vermuthlich, Sie hätten mit Ihrem Ellenlangen Briefe alles abgethan, und ganz fein ins Reine gebracht? Etwas haben Sie freylich gesagt; aber über einige Fälle sind Sie entweder mit Bedacht, oder aus Uebersehen weggegangen. Ich setzte Ihnen zum Beyspiel einen Geistlichen im Dorfe O... her. Sie kennen ihn von Person und aus dem Umgange. Sie wissens selbst, wie oft Sie und ich dem Manne schon zu Leibe gegangen sind, wie oft wir ihm schon ans Herz geredet haben, er sollte doch suchen, sich von der Wichtigkeit seines Standes mehr zu überzeugen, und seine Pflichten, die er vermöge des Standes verrichten muß, mit mehr Genauigkeit, mit mehr Antheil.

und

und Standhaftigkeit zu verrichten; er sollte seine Nebengeschäfte in die gewöhnlichen Erholungsstunden eintheilen, und nicht diese zu Haupt- und jene zu Nebengeschäften machen. Was halfs? Der Mann versprach Besserung, und that, wie zuvor. Ich traf ihn erst gestern, und es war Sonnabend, in einer Gesellschaft an, bey der er sich gewöhnlich einfindet. Da blieb er spät bis in die Nacht, und den andern Tag hält er entweder seinen armen Pfarrkindern gar keine Predigt, unterweiset sie gar nicht in der christlichen Lehre, — oder sagt ihnen so was aus dem Stegreife her, aus dem Niemand, und er selbst nicht, klug wird. Nun setze ich den Fall, daß diesem saumseeligen Geistlichen gestattet würde, sich zu verheyrathen. Was meynen Sie, Freund, daß geschehen möchte? Ich glaube, der Mann, der ohne Weib sein Amt nur halb verrichtet, seine Berufs-

ge-

geschäfte vernachläßiget, würde mit einem Weibe noch weniger thätig und arbeitsam seyn, sondern manche schöne Stunde, die er etwa aus Langeweile zu Ausübung seiner Pflichten verwendet haben würde, nun mit seinem Weibchen zubringen, und sich dabey mit jener Entschuldigung im Evangelium: *Vxorem duxi* noch groß dünken. — So würde unser Herr Pfarrer in O . . . gewiß handeln, und mit ihm alle, die ihm gleichen. Und wie viele gleichen ihm! Meynen Sie nun, daß die Kirche mit der Erlaubnis zu heyrathen etwa auch bey diesem etwas Gutes stiften würde? —

den 9 Junius, 1781.

Ihr

K—u—r.

12.

Nur nicht zu viel Zuversicht auf Ihren mir vorgelegten Fall, hochwürdiger Herr Pfarrer! Denn hätten Sie meinen Brief ganz gelesen, und nachher auch über denselben nachgedacht, so würden Sie gefunden haben, daß ich so einen Fall gar nicht übersehen habe. Denn nahm ich nicht gerade einen solchen Fall an, und behauptete dabey, daß ein Mann, der nur den Namen und die Kleidung eines Geistlichen habe, und nicht auch das Herz desselben, mit einem Weibe vielleicht noch besser, und wenn nicht besser, doch eben so handeln würde, als ohne Weib? Ich erkläre mich deutlicher. Ihr Herr Pfarrer in O . . . der seines gleichen noch viele hat, ist ein Mann, der von Jugend an das Unglück hatte, nie mit Ernst zur Ordnung, zur Arbeitsamkeit, zur Thätigkeit angehalten

halten zu werden, der so mit geschlossenen Augen hinrannte unter die Hände des Bischofs, und sich salben ließ — zum Diener des Herrn, ohne zu überdenken, wie wichtig sein Stand und wie schwer seine damit verbundene Pflichten seyen, der in seinen Studentenjahren ohne Absicht in den lieben Tag hinein lebte, seine Berufsgeschäfte als eine Nebensache betrachtete, und das meistens seine Hauptsorge seyn ließ, wie er sich mit seinen guten Freunden einen guten Tag machen und immer muntern Sinnes seyn könne. Ein solcher geht nun freylich seinen alten Schritt fort, und lebt — weil er nicht unter der beständigen Aufsicht eines Freundes steht, der in einem ungetrennten Umgange mit ihm lebt, und auf jede seiner Handlungen Acht hat — wie er als Knabe und Jüngling lebte. Wäre dieser Mann, der an sich kein verderbtes, nur ein ver-

wöhntes und dabey unstätes Herz hat, verehlicht; hätte er eine rechtschaffne, arbeitsame, vernünftige Gattinn, so würde diese sein unthätiges Leben, seine ausschweifende Wirksamkeit auf die gute Seite lenken, würde durch liebvolle Erinnerungen den Mann aufmerksam machen, ihn mit Klugheit von den Beschäftigungen, die ausser seinem Kreise liegen, entfernen, und ihn nach und nach auf den rechten Pfad führen, auf dem er nun eben so fortwandeln würde, wie er zuvor von demselben abgewichen war. Gesetzt aber nun, hochwürdiger Herr, daß die Bemühungen der guten Gattinn alle fruchtlos wären, daß der Mann auf seinen zweckwidrigen Verrichtungen beharrte, ja daß er sogar im Ehestande noch liederlicher würde; so kann man seine Hartnäckigkeit und seine Liederlichkeit gewiß nicht dem Sakramente der Ehe und seiner Wesenheit zuschreiben. Oder wäre

der Mann etwa in seinem gezwungnen Cälibate besser geworden? Würde er seine Pflichten genauer erfüllt, und nicht vielmehr gesucht haben, im Umgange mit dem andern Geschlechte seine lästige Stunden wegzutändeln? — Nicht wahr, Herr Pfarrer, aus zwey Uebeln, die unvermeidlich sind, wähle man sich das kleinste, sagt eine bekannte Klugheitsregel? Die Uebel im gezwungnen Cälibate unsrer Geistlichkeit übersteigen die andern, (wenn aus der Erlaubniß der Verehlichung je welche entstehen sollten,) in unverhältnißmäßigen Graden! Was sagen Sie dazu? Ich bin

den 12 Junius, 1781.

Ihr

W—o—g.

13.

Werthester Freund!

Sie haben in Ihrem letztern Briefe einen Satz aufgestellt, der mich begierig macht, wie Sie mit dessen Behauptung zurechte kommen werden. Mit unserm Pfarrer in O . . . könnte es freylich so gehen, wie Sie sagten, aber es könnte auch nicht so gehen. Oder wäre es etwa nicht möglich, daß er über die Annehmlichkeiten des Ehestandes seine geistliche Verrichtungen, (wie denn weibliche Reitze auch wirklich sehr viel Eindruck auf sein Herz machen,) ganz beyseite setzte, seine übrigen Nebengeschäfte beybehielte, jene Zeit, die er bisher auf sein Amt verwendete, mit seiner Frau vertändelte, seine arme Heerde vernachläßigte, und so an ihrem Untergange

Schuld würde, sich selbst aber damit ebenfalls auf Ewigkeiten unglücklich machte? Wäre dieß etwa nicht auch möglich? — Und bekäme er denn vollends eine Gattinn, genau so beschaffen wie er, oder noch schlechter, wie sähe es dann aus? Wie sähe es um seine Haushaltung, um seine Kinder aus? Denn daß er darauf mehr Sorge tragen, sich ihrer mehr annehmen würde, dieß sage mir nur Niemand. Ueberdieß, mein Freund, wie mußtens denn die Geistlichen diese Zeit über machen, wie müssens die unsrigen noch heut zu Tage machen? Konnte der Geistliche vor Zeiten ohne Weib leben, warum soll ers im Jahre 1781 nimmer können? Warum soll man erst heut zu Tage die herrliche Maxime: **aus zwey Uebeln das kleinste zu wählen**, in Ausübung bringen? Und die Uebel möchte ich wohl hören, die

aus dem Cälibate entspringen *). Ist etwa der Cälibat vor einigen hundert Jahren und der jetzige Cälibat nimmer der nämliche? Wenn heut zu Tage in so unermeßlichen und unverhältnißmäßigen Graden Uebel daraus entspringen, warum gerade erst jetzt und nicht schon vor mehrern Jahren? Warum sehen doch Sie allein diese Uebel des gezwungnen Cälibates ein, und nicht ausser Ihnen auch andre, die der Sache steuern, und den Geistlichen, wenns doch durchaus seyn muß, ihre Weiber an den Arm geben könnten? — Je nun, wenn Sie etwa einen geistlichen Sohn hätten, dems vielleicht nimmer behagen wollte, ohne Weibchen zu leben, — so wunderte michs nicht,

*) Statt tausend Beyspiele von der Schädlichkeit des Cälibats nur Eines der neuesten. Man sehe Briefe über das Mönchswesen 2ter Theil, S. 210. Anmerkung von einer dritten Hand.

nicht, warum Sie Ihre Briefe mit so viel Ernst und Nachdruck fortsetzten, da Sie aber nun so einen Sohn nicht haben, zu was so viel Eifer, so viel Ernst und Anstrengung? —

Den 17 Junius, 1781.

Ihr

K—u—r.

14.

Hochwürdiger Herr!

Trauen Sie mir so viel Eigennutz, und so wenig Patriotismus und Menschenliebe zu, daß Sie sich zu Ende Ihres letztern Briefs so sehr verwundern, warum ich mit so viel Eifer, mit so viel Ernst und Anstrengung gegen den Cälibat spreche und doch keinen geistlichen Sohn hätte? So schlecht sollten Sie doch von mir nicht denken! Blos darum zeige ich so viel Eifer und Ernst und Anstrengung, mein Freund, weil mir die Sache wichtig ist, wichtig für den Staat, und wichtig für die Kirche. Daß diese Wichtigkeit vor mir noch niemand eingesehen habe, oder zugleich mit mir einsehe, wie können Sie das wissen? Vielleicht arbeitet schon wirklich ein wahrer Menschenfreund an

dem seeligen Schritte *), den ich, wäre meine Hand so weitreichend, gewiß nach Kräften befördern würde. In Frankreich gährt das Ding schon einige Jahre, hat zu Erasmus Zeiten schon gegohren, und ist allein vom Kurialismus gehindert worden, wies in tausend Gelegenheiten schon gegangen ist, und (wacht nicht Rechtschaffenheit eines wirksamen, klugen, einsichtsvollen Menschenfreunds,) in tausend Gelegenheiten noch ferner gehen wird. Und wann habe ichs denn gesagt, daß ich allein der Mann sey, dessen Auge so weit reiche? Daß man von dergleichen Sachen noch nicht öffentlich geredet und geschrieben hat, dieß müssen Sie dem Zwange zuschreiben, den Mancher seiner Denkungsart anthun mußte, und dem übeln Empfange, den oft schon die

*) Gott gebe es!

Anmerk. v. e. d. H.

die treflichsten Vorschläge erfahren haben. **) Und gesetzt, unsere Briefe kämen zum Vorscheine, was meynen Sie, daß Mancher dazu sagen würde? Steine auf ihn! würde man rufen, Steine auf ihn! Der Mann ist ein Ketzer, weil er gescheider, als unsre Großväter, denken und Neuerungen einführen will. So würde nicht nur der ungelehrte, sondern auch der gelehrte Pöbel rufen, dem keine Kappe schön dünkt, als die er selbst geschnitten hat, oder die nach der Form seiner Urahnen gestülpt ist. — Daß ich keinen geistlichen Sohn habe, wissen

---

*) Das Schicksal des Verfassers des Ersten Schritts zur Religionsvereinigung der Katholiken und Protestanten muß jeden von Mittheilung solcher Vorschläge abschrecken. Doch darf man jetzt in Wien ganz frey sagen, was man in D*** noch kaum denken darf. Anmerk. v. e. d. H.

wissen Sie selbst. Also ists nicht Nepotismus, der mich so in Eifer bringt, sondern Wahrheit, Erfahrung und daraus entstandne innerliche Ueberzeugung, es sey in mannigfaltigem Betracht unbeschreiblich nützlicher, unsern Geistlichen den Cälibat frey zu stellen. — Ob der Cälibat vor einigen hundert Jahren und der jetzige nimmer der nämliche sey? Ja Herr, das Gebot, daß der Geistliche nicht heyrathen darf, ist noch immer das nämliche. Und Ihre übrigen Fragen — je nun, hören Sie die schöne Folgerung: Weil es vor einigen Jahrhunderten so war, also muß es heut zu Tage noch so seyn. Können sich die Zeiten nicht ändern? Kann nicht etwas für diese Umstände gut seyn, und bey der Aenderung dieser Umstände minder gut, und wohl gar nicht gut und endlich gar schädlich werden? Die Kirche bestimmte gewisse Tage zur Gedächtnißfeyer der Heiligen als Fest-

tage,

tage, gebot, sie so zu feyern, wie die Tage des Herrn. Nach und nach fand sie und der Regent, daß der Zweck jener Zeiten wirklich nimmer erreicht werde, und daß, wenn man das Volk noch ferner an diese Gebote binde, seine Sünden, deren es ohnehin genug begeht, nur vermehrt und der Zweck dennoch nicht erreicht würde. Sie stellte also den Gläubigen frey, eine große Zahl dieser gebotnen Feyertage nimmer zu feyern, sondern an denselben wie an einem ordentlichen Werktage zu arbeiten. Sagen Sie mir nun einen Unterschied, lieber Herr Pfarrer, warum die Kirche den Cälibat nicht eben so sollte frey stellen können, wie das Gebot von den Feyertagen? Etwa weil sie dafür keine so wichtige Gründe hätte, weil aus dem Cälibate viel Gutes entstünde? weil — Herr, ich weiß kein weil mehr. — Ich sag' Ihnen aber, die Kirche hat noch

wichtigere Gründe, den Cälibat freyzustellen, aus dem gezwungenen Cälibate entsteht wirklich mehr Böses als Gutes. Die Beweise davon folgen im nächsten Briefe.

Den 21 Junius, 1781.

Ihr

W—o—g.

15.

Ja, wenn Sies so machen, lieber Mann, wenn Sie der Kirche Gesetze vorschreiben, und Böses aus einem göttlichen Rathe und Kirchengebote herleiten wollen, so wäre es auch nicht Wunder, wenn Ihnen ein Paar Steine vor den Ohren vorbey schnurrten. Mein Satz war immer dieser: **Sohn, sey nicht klüger, als dein Vater war.** Hätte man dieser Maxime immer gefolgt; wäre man nie darüber geschritten, so hätten Luther, Calvin, Zwingel, Huß, Melanchthon ꝛc. ꝛc. keine solche Irrungen und Unruhen in der Kirche verursacht. Ihr Gleichnis mit den Feyertagen paßt nur so halb und halb. Der Arbeitstage waren, gegen die Zahl der Menschen gerechnet, die sich immer anhäuften, und doch alle

ernährt seyn wollten, wirklich zu wenig. Um also den Ausschweifungen zu steuern, die aus Mangel der Arbeit und Nahrung entstunden, mußte man zu diesem Mittel schreiten. Beym Cälibate hat es eine ganz andre Beschaffenheit. Erstlich steht es jedem frey, ob er sich diesen Stand wählen will oder nicht, zweytens hat der Geistliche sich durch ein Gelübde dazu verbunden, drittens sehen wirs aus dem Beyspiele des heiligen Petrus, daß dem Herrn dienen und verheyrathet seyn, d. i. mit einer Frau leben, nicht zwar etwas widersprechendes, sondern etwas — ich weiß selbst nicht, wie ich sagen soll, etwas sey, das sich nicht ziemen will. Petrus verließ seine Frau, sobald er sich entschlossen hatte, dem Herrn zu dienen. Würde er das gethan haben, wenn ers nicht für nothwendig gehalten hätte? Doch genug, ich will erst die

Beweise Ihrer schönen Sätze hören, und indessen verbleiben

den 20 Junius, 1781.

Ihr

K—u—r.

16.

Hochwürdiger Herr!

Schön, oder nicht schön, wenn meine Sätze nur wahr sind! — Und das hoff' ich, sollen sie Ihnen und jedem werden, der Schwarz nicht für Weiß hält. Doch ehe ich zu Ueberzeugungen schreite, muß ich erst ein Wort auf Ihren Brief sagen. Sie, hochwürdiger Herr, kennen mich und meine Denkungsart, sind von meinem Christenthume überzeugt, und sagen mir da doch so trocken ins Gesicht, ich schriebe der Kirche Gesetze vor, ich leite Böses aus einem göttlichen Rathe und Kirchengebote her! Um unsrer Freundschaft willen, Herr Pfarrer, wo steht so was in allen meinen Briefen? Verwerfe ich denn den Cälibat als Rath Gottes überhaupt? Sag' ich denn, die Kirche habe durch die

Vorschrift des Cälibats gefehlt? — Verstehen Sie mich doch recht, allerbester Herr Pfarrer! Der Cälibat, an sich betrachtet, ist gut, wenn er blos Rath bleibt, zu dem ihn Gott machte. Aber aus Zwang aufgelegt, jedem Geistlichen aufgelegt, ist er nicht gut, ist gefährlich, ist schädlich, und die Kirche würde gut, würde besser thun, wenn sie ihn ihren Geistlichen frey stellte. Auf diesen Gründen beruhet meine ganze Behauptung, und wer da wider Orthodoxie etwas zu finden glaubt, dem verbiete man auch die Bibel. Mein erster Satz in meinem letztern Briefe war: Die Kirche hat noch wichtigere Gründe, den Geistlichen den Cälibat frey zu stellen, als die Feyertage einzuschränken. Wenn die Kirche sieht, daß ein Gebot, welches sie gemacht hat, entweder aus Aenderung der Umstände, der Zeit, oder andrer Zufälligkeiten, seinen Zweck nimmer

mer erreiche und die guten Absichten nimmer erfüllt werden, so meyn' ich, und mit mir gewiß jeder Rechtschaffne, die Kirche handle äusserst klug, und dem Willen Gottes und selbst ihrer Pflicht gemäß, wenn sie Verbindlichkeiten nachlasse, die selbst Gott nicht fordert, und ein Gebot aufhebe, welches ihre Kinder, für deren Heil sie als Mutter wachen muß, ohne Absicht drückt, und, anstatt ihnen nützlich zu seyn, sie der Gefahr zu sündigen aussetzt. Und ich denke, daß es mit dem Cälibate wirklich so ist. Ja, ich denke noch mehr, ich denke, daß in unsern Zeiten itzt mehr Böses daraus folge, als Gutes. Aergernis war von jeher, komm' es nun, woher es immer mag, der gefährlichste und schädlichste Stein des Anstoßes für die Welt. Kömmt es nun gar von jenen her, die das Volk zur Tugend und Vollkommenheit leiten, und durch die Gefah-

 ren

ren dieses Lebens zum Zweck aller Heiligkeit, zu Jesu Christo führen sollten, so wirkt eine einzige solche Handlung mehr auf die Herzen der Menschen zu ihrem Verderben, als die herrlichsten Tugendbeyspiele, und die kernhaftesten und eindringlichsten Ermahnungen zu ihrem Heile. Nun, hochwürdiger Herr, auch der rechtschaffenste Mann, der eifrigste Geistliche kann diese Aergernisse nicht allemal verhindern. Es giebt kleine Seelen, denen jeder Tritt zum Aergernis Anlaß giebt. Es giebt feile Seelen, deren Geschäfte Verläumdung ist, und die aus der gleichgültigsten, ja aus der besten Handlung Absichten herausgrübeln, die die Farbe der Hölle tragen. Was wird bey den andern geschehen, die aus Schwachheit sich in der That vergessen, oder die sich aus Gewohnheit versündigen, und wider die Keuschheit handeln? Wie tief muß sowohl ihr persönli-

ches Ansehen, und mit diesem das Ansehen der übrigen Geistlichen fallen! Wie gering wird folglich der Eindruck werden, den die heiligsten Geheimnisse unsrer Religion auf das Volk machen! Wie bedauernswerth müssen jene Seelen seyn, die das Unglück haben, unter der Aufsicht eines solchen Mannes zu stehen, der in das Laster der Unkeuschheit verfallen ist! — Dieß sind fürchterliche Folgen des Zwanges zum Cälibate, die aber alle verhütet werden könnten, wenn man sich entschließen wollte, diesen Zwang aufzuheben. Herr, ich kenne Männer, im übrigen die brauchbarsten, rechtschaffensten Männer, nur unglücklich in diesem Stücke, und vielleicht nicht nur unglücklich für dieses Leben, sondern für die endlose Ewigkeit. *Melius est nubere*, sagt Paulus, *quam uri.* Sieht ein Laie in diesem Stücke Gefahr, so kann er sich helfen und seelig werden.

Aber der Geistliche muß harren, und — ist er nicht stark genug, den Streit bis ans Ende ritterlich auszustreiten, — muß zu Grunde gehen. Herr Pfarrer, das ist fürchterlich, zum Schaudern fürchterlich!

den 4 Julius, 1781.

Ihr

W—o—g.

N. Sch. Petrus verließ sein Weib, aber nicht auf Gottes Befehl, und nicht einmal auf seinen Rath, denn davon steht in der Schrift kein Wort. Und wenn er es gar ohne Einwilligung des Weibs gethan hätte? Auch davon steht in der Schrift kein Wort!

17.

Da haben Sie wieder schön herumgestreift, mein lieber Zelote, haben von Aergernis, Verläumdung, von Gefahr der Unkeuschheit und der ewigen Verdammnis geprediget und gelärmt, als wenn der Geistliche mit seinem Cälibate unumgänglich nothwendig verdammt werden müßte. Ja, Herr, wenn man die Leute zum geistlichen Stande zwänge, wenn sie die Gnade des Herrn nicht hätten, oder wenn die Versuchungen stärker seyn könnten, als Gottes Gnade, dann hätten Sie vollkommen Recht. Aber würde man bey der Standeswahl hübsch langsam zu Rathe gehen, sich zu diesem wichtigen Stande mit Genauigkeit vorbereiten, in dem Stande fein eingezogen leben, keinen Schritt wagen, den man nicht auf jeder Seite zuvor wohl betrachtet hätte, der Gnade Gottes alle-

mal und in jeder Gelegenheit getreu leben, Gott zur Zeit der Versuchung um Gnade bitten, die Gelegenheit zum Falle meiden, und, wäre das nicht möglich, wenigstens aus der nächsten Gelegenheit zur Sünde eine entferntere zu machen suchen, — so wäre dem Aergernis und der Gefahr des Unterliegens in der Versuchung gesteuert. Aber was geschieht meistens? — Der Mann, welcher fällt, hat sich nicht gehütet, oder hat gar seinen Fall gesucht. Und muß denn der Cälibat an jedem Vergehen der Geistlichen Schuld seyn? Das werden Sie doch nicht etwa auch behaupten wollen?

den 10 Julius, 1781.

Ihr

K—u—r.

18.

Hochwürdiger Herr!

Ja, ja, das ist nun freylich wahr, wenn der Geistliche immer seinem Stande, den Pflichten seines Standes, und der Gnade Gottes getreu bliebe, und nie sündigte, dann würde er — nie sündigen, und noch weniger Gefahr laufen, ewig zu Grunde zu gehen. Aber ich meyne, die Rede war hier nicht davon, wie der Geistliche seyn sollte, sondern wie er bey dem Zusammenflusse der itzigen Umstände ist. Und dann bleibt es noch immer beym Alten, daß für unsre Welt der Zwang zum Cälibate sehr unschicklich sey, nicht nur was die Gefahr, wider die Verbindlichkeiten des Cälibats zu fehlen, sondern auch, was den übrigen Lebenswandel betrift, indem es dem einsamen Geistlichen unendlich schwerer

fällt, als es dem Verehelichten fallen würde, seinen Pflichten nachzuleben.

Erinnern Sie sich noch an unsre Reise, die wir den letzten Sommer mit einander durch die katholische Schweitz machten? Ich zeigte Ihnen dort ein Pfarrhaus, bey dessen Anblicke mir ein Seufzer entfuhr, den ich gerne unterdrückt hätte. Sie setzten mir damals lange zu, daß ich mich doch über die Unruhe meines Herzens, die ich äusserte, näher erklären möchte. Ich fand es aber dort gewisser Umstände wegen nicht für gut. — In diesem Pfarrhause ist ein Mann, der fast in jedem Betrachte seines gleichen nicht hat, und der bey dem allem doch lange den Nutzen nicht schafft, den er schaffen könnte, und ohne Zweifel schaffen würde, wenn er verheyrathet wäre und eine liebenswürdige Gattinn zur unzertrennlichen Gefährtinn

seines

seines Lebens hätte. Der Mann sitzt dort einsam auf einem Dorfe, das einige Meilen ringsumher von Städten entfernt liegt. Er hat eine trefliche und auserlesene Bibliothek, versteht seine Theologie nicht blos theoretisch, wie unsere Pedanten, sondern praktisch aus dem Grunde, ist ein wackerer Philosoph, und rechnet sichs nicht zur Schande, etwas mehr von den schönen Wissenschaften zu verstehen, als gemeiniglich Leute mit schwarzen Röcken pflegen. Er hält genau auf Ordnung, und weidet seine Heerde mit Eifer und Liebe. Aber wo ist der Mann, der nicht wenigstens Eine Stunde, Einen Tag unter die leeren Stunden rechnen kann, worinn er sich von seinen Arbeiten erholen, und, wie man sagt, ausschnaufen möchte. Wo soll dieß unser Geistlicher thun? Am Studierpulte? Da sitzt er ja ohnehin immer! Er geht also, sucht sich Leute,

sucht

sucht Gesellschaft, und die vornehmste im ganzen Dorfe ist — des Vogts Wirthsstube. Da muß er sich nun zu den Begriffen seiner Gesellschaft herablassen, muß mit ans Glas stossen, muß thun, wie der Herr Vogt und die übrigen. Zur Ehre des Herrn Pfarrers wird ein altes Glas vom besten aufgesetzt, und weil das so unvermerkt hinabrinnt, so wird man gesprächiger, redet beherzter und freyer, — und verliert, wenns noch gut geht, im Zimmer seine gehörige Fassung, auf der Gasse den festen Tritt, und hintennach — den Respekt und das Ansehen. Kömmt morgen der Herr Pfarrer vor des Wirths Stube vorbey, so erinnert man sich an die gestrige Brüderschaft, und vergißt, was man nie vergessen noch verlieren sollte — die gehörige Schätzung. Wie unendlich tief muß auf diese Art der Nutzen herabsinken, den die unermüdete Arbeit eines sol-

chen

chen Mannes schaffen könnte? Ein einziger solcher Abend zerstört die ganze lange Bemühung. Hätte dieser Mann eine Gattinn, so würde er seine Erholungsstunden in ihrer Gesellschaft zubringen, würde sein Volk durch Beyspiele der ehelichen Liebe und Einigkeit und christlichen Erziehung erbauen, und für sich sowohl, als das Volk unendlich glücklicher und vergnügter seyn. Nun wissen Sie, warum ich damals seufzte. Ich bedauerte, daß man heut zu Tage noch so unverbrüchlich auf Vorurtheile hält, und denselben zu Lieb so viel Gutes nicht stiftet, als man könnte und sollte. —— Machen Sie aus diesem nun auch ein Argumentum a minori ad maius! Dieses geringe Aergernis dieses sonst so rechtschaffnen Geistlichen hindert schon so viel Gutes, was müssen erst bey liederlichen Geistlichen die großen Ausschweifungen wider die Gebote des Herrn bewir-

wirken! Man könnte helfen, könnte das Heyrathen gestatten, könnte so viele Seelen retten, aber nein! es war vor Zeiten schon so, also solls auch heute noch so bleiben! —

den 17 Julius, 1781.

Ihr

W—v—g.

19.

Mein Freund!

Ihr Schluß wäre also: Der Geistliche soll heyrathen! Man gebe ihm also seine Frau! Wird nun damit allen Aergernissen, allen Unordnungen, allen Ausschweifungen abgeholfen, wird damit alles gethan seyn? Warum sieht man denn unter Euch, meine Herren, so viel unglückliche Ehen, warum so viel Aergernis und Laster, wenn das Heyrathen ein so kräftiges Mittel dawider ist? O, was für ein herrliches Beyspiel wäre es doch, wenn man sagen müßte: „Heute haben sich der hochwürdige Herr Pfarrer und seine liebe Ehehälfte am Kragen gekriegt, heute haben der Herr Kaplan mit der Frau Pfarrerinn geschäckert, heute haben der Herr Sohn des Herrn Pfarrers der Frau Nachba-

rinn eine Scheibe eingeschmissen, heute können der Herr Pfarrer keine Predigt halten, weil die Frau Pfarrerinn in die Wochen gekommen ist, heute,, — Doch wer will sich den Unsinn allen denken, den man täglich hören müßte! Hören Sie, Freund, wenn man Ihre Briefe so vom Blatte weg ließt, so möchte man wirklich glauben, es wäre so, wie Sie sagen. Sie schildern alles so lebhaft und leicht, daß es nur eine Lust ist! Ihren Herrn Pfarrer da in der katholischen Schweitz zum Beyspiele malen Sie so dichterisch her, daß man meynt, man müsse eine Gattinn an seinem Arme sehen. Aber giebt es lauter solche Geistliche, giebt es lauter solche Frauen, wie Sie haben, die die liederlichen Geistlichen gut machen und die Guten gut erhalten würden? — Ich sah eben Ihren Brief nach, worinn Sie mir Ihre Sätze schrieben, die Sie mir beweisen

wollten. Bis auf Einen haben Sie alle abgehandelt, und ich dagegen geantwortet. Hier und da fällt mir freylich noch so ein Wort dazwischen bey. — Zum Beyspiele — doch davon nächstens! Also auch dem Staate wärs nützlicher, wenn der Geistliche eine Frau nähme? Sie sehen tief, lieber Mann, tiefer als ich! Der Beweis also wäre?

den 24 Julius, 1781.

Ihr

K—u—r.

20.

Schon wieder! aus dem Geleise, mein lieber Herr Pfarrer! Mich nimmt wirklich Wunder, daß Sie mir nicht auch noch Herrn Wekhrlins Rettichbeet *) gegen die Ehe der Geistlichen anführen! — Wenn unter uns Weltleuten üble Ehen sind, wenn es unter den Geistlichen üble Ehen gäbe, wem wäre es zuzuschreiben? Etwa dem Wesen

*) S. Wekhrlins Chronologen 7ter Band, S. 242. Herr Wekhrlin glaubt, daß durch die Aufhebung des Cälibats die Bevölkerung der Erde aus ihrem Gleichgewichte gesetzt würde — vermuthlich nur aus dem Grunde, weil er nun einmal seine Freude daran findet, Paradoxa zu behaupten und den Leuten au nez zu sagen, daß Schwarz Weiß sey.

Anmerk. v. e. d. H.

sen der Ehe, dem Sakramente, der Gnade? Wäre es denn nothwendig, daß jeder Geistliche heyrathen müßte? — Ereignete sich auch wirklich alles das, was Sie in Ihrem Briefe Schönes geschrieben haben, so wäre es blos Liederlichkeit des Geistlichen, nicht Folge der Ehe. Und kann sich der verschnittene Geistliche nicht eben so und noch gröber vergehen? O, was für ein herrliches Beyspiel wäre es doch, wenn man sagen müßte (und muß man es nicht alle Tage zur Schande unsers Christenthums, und zum Gespötte von unsern Glaubensgegnern sagen?) „Heute haben sich der Herr Pfarrer mit einem Zehendbauern geschlagen, heute haben der Herr Pfarrer mit der Jungfer Haushälterinn geschäckert, heute haben der Herr Pfarrer einer armen Wittwe auf Pfänder geliehen, heute haben der Herr Pfarrer keine Messe gelesen, weil Sie Ihr gestri-

ges ehrwürdiges Räuschgen ausgeschlafen haben, heute haben der Herr Pfarrer eine Taufe in Ihrem eignen Hause ꝛc. ꝛc. Klingt Ihnen dieß vielleicht schöner in den Ohren, mein lieber Mann, als die Beschreibung der Auftritte, die Ihre poetische Einbildungskraft in einem Pfarrhause, wo der Pfarrer verheyrathet ist, malte? Und das sind doch meistens Folgen aus dem Zwange zum Cälibate.

Daß es dem Staate nützlich wäre, wenn man den Geistlichen nach Gottes Beyspiele den Cälibat frey stellte, liegt so tief nicht vor unsern Einsichten verborgen, als Sie etwa glauben. Von Bevölkerung, vom größern Umlaufe des Geldes und dergleichen Vortheilen sag' ich nichts, sondern verweise Sie auf die Schrift, die unter der Aufsicht eines gottseeligen Bischofs zu Rheims in Frankreich herauskam. Ich betrachte allein den

den sittlichen Nutzen, der daraus entspringen würde, und welchen zu befördern die wichtigste Sorge seyn sollte. Dann, lieber Herr Pfarrer, kann man sagen: der Staat blühe, im Staat sey Glückseligkeit, wenn die Glieder des Staats Gottes Verordnungen aus wahrer Ueberzeugung mit Standhaftigkeit erfüllen, und sich genau an die Gesetze des Landesfürsten halten, nicht nur aus Zwang und Furcht, sondern aus eignen und gewohnten Trieben zur Rechtschaffenheit. Nun, mein lieber Herr Pfarrer, was trägt meistens zu diesem sittlich guten Betragen der Menschen bey, oder vielmehr, von was hängt es ab? Von des Landesfürsten und der übrigen Häupter am Ruder des Staats eigener Rechtschaffenheit und weiser Herrschmethode, vorzüglich aber von dem guten Betragen der Geistlichkeit, die das Volk als Diener des Herrn und als ihre Weg-

weiser zur Glückseeligkeit ansieht, zu welcher ein christliches und tugendhaftes Leben die einzige Vorbereitung ist. Geht aber der geistliche Hirt selbst nicht auf der von Gott durch seine Gesetze angewiesenen Bahn, lebt er selbst wider Gottes Gebote seiner Heerde zum Aergernis, was wird daraus folgen? Verwirrungen im Staate, Aufruhren, Empörungen, Verderben, Unheil, Zerfall des Staates u. s. w.

Die meisten, und ich darf sagen, die einzigen Vergehen unsrer Geistlichen sind Geldgierde, Unmäßigkeit im Trinken, und Handlungen wider die Keuschheit. Diese würden gröstentheils gehoben. Wären diese gehoben, so wäre der Geistliche rechtschaffen, mit ihm das Volk und der Staat glücklich.

Freylich könnte man sagen, der Mann, der einzeln für seine Person schon

eine so große Summe Geldes zusammen-
wuchert, würde noch mehr wuchern,
wenn er für Frau und Kinder zu sorgen
hätte. Aber könnte die Frau, die des
Mannes innigste Freundinn ist, ihn nicht
von dem Werthe des Geldes belehren?
Würden sich nicht selbst die Bedürfnisse
des Mannes erweitern, und ihn von
selbst überzeugen, daß das Geld nur das
Mittel sey, sich die Nothwendigkeiten
und etwa auch die Bequemlichkeiten des
Lebens zu verschaffen? Wäre er nicht so
zu sagen gezwungen, seinen Geldkasten
aufzuschließen, und seinem Geitze auf
den Kopf zu treten? Würde er seiner
Gattinn, die er liebt, etwas mangeln
lassen? Und kann eine Brust, von Liebe
beseelt und gewärmt, hartherzig bleiben?
— Ein paar Jahre des Ehestandes wür-
den den Mann von Geldgierde und Wu-
cher heilen. Und gesetzt, der Geistliche
wirthschaftete verheyrathet mehr als zu-

 vor,

vor, so wirthschaftete er mit mehr Recht als zuvor, nåmlich fůr sich und seine Gattinn und Kinder. Immer besser, als verwendete ers aufs Spiel, oder rȯmischen Milchzins! Und sogar noch besser, als wenn er sein Gold an Pracht steinerner Tempel wendete, und dabey die lebendigen Tempel Gottes, arme Mitmenschen, mit einer harten Wuchermiene nakt herum laufen såhe.

Den unmåßigen Trunk wůrde sich der verehelichte Geistliche eben so bald abgewȯhnen. Bisher gieng er aus langer Weile, aus Mangel einer Unterhaltung, oder auch aus Gewohnheit, die er vom Studentenstande in den geistlichen mit sich herůber gebracht hat, zum Trinken. Fånde er nun Gesellschaft in seinem eigenen Hause, bey Frau und Kindern, so wůrde er da seine Erholungsstunden mit Vergnůgen und Nutzen zu-

bringen, oder doch wenigstens aus Einschränkung der überflüßigen Ausgaben, worunter das Trinken gewiß gerechnet werden muß, zu Hause trinken, folglich nicht so viel trinken, und nach und nach diesen Hang ganz verlieren. Aber gesetzt, er tränke verehelicht wie zuvor, so wird er wenigstens von dem abscheulichen Uebel der Unkeuschheit geheilt. Dieß sehen Sie von selbst ein, hochwürdiger Herr, ohne daß ich mich darüber näher erklären muß. Es ist ein sicheres Mittel, von Gott selbst angerathen. Warum soll der Geistliche allein weniger Mittel wider die Sünde haben als der Laie? — Da wäre also mein Satz! Das Glück und Wohlseyn des Staats hängt von der Rechtschaffenheit der Glieder des Staates ab, diese von der Rechtschaffenheit der Geistlichen, diese von der Heilung ihrer gewöhnlichen Vergehungen, und endlich diese Heilung von der

heilsamen Befreyung vom Zwange zum Cälibate. Nun sagen Sie Ihr Wort dazwischen, hochwürdiger Herr, das Ihnen im letzten Briefe schon aus den Zähnen guckte. Ich will indessen ausruhen, und bin

den 31 Julius, 1781.

Ihr

W—v—g.

21.

Lieber Freund!

Wenn aber der verehelichte Geistliche doch wucherte? Wenn er doch tränke? Wenn er, seiner Gattinn und seinem Schwure nicht getreu, eben so ausschweifend wäre, wie zuvor? Wäre dann der Staat auch glücklich mit so einem hochwürdigen Manne? Gelt, Lieber, so ein Fall steht in Ihrem Systemchen nicht? Und so ein Fall wäre doch möglich. Doch was ereifere ich mich so! Vermuthlich kömmt Ihr Projekt nie zur Ausführung. Nun auf meine Bedenklichkeiten! Würde also das Heyrathen erlaubt, so heyrathete in Gottes Namen, wer da kann und mag, der reiche Geistliche, wie der arme, denn dieser würde sich Pauli Spruch: *Melius est nubere, quam uri* auch zu Nutze machen wollen.

Dann

Dann würde es geschehen, daß der hochwürdige Herr mit seiner lieben Hälfte und Kindern ihr Brod von Hause zu Hause betteln müßten, und das wäre herrlich! Der Klostergeistliche sagt auch: *Melius est nubere, quam uri*, und da gäbs in einem Kloster Caserne und Spital, auch wieder herrlich! Ich mag Ihnen das Ding nicht weitläuftiger aus einander setzen, mein Kopf ist mir zu warm. Denn ich nahm mir diesen Abend die Mühe, alle Ihre Briefe noch einmal ganz ununterbrochen durchzulesen. Wie mir dabey ward, kann ich Ihnen nicht sagen. Es fielen mir tausend Einwürfe gegen Ihre Behauptungen bey, und wenn ich einen haschen und verfolgen wollte, so ward er von einem andern wieder verdrängt. Ich habe mein mögliches gethan, habe für den Cälibat nach allen Kräften gestritten. Findets nun einmal die Kirche und der Regent für bes-

ser, daß der Geistliche ein Weib habe, je nun, so unterwerf' ich mich ihrem Urtheile, und denke: Die Kirche wird wissen, warum sie so was thut. Ich meines Theils erlebe diese Aenderung doch nimmer. Dieß wäre also von dieser Materie mein letzter Brief. Denn ich will durchaus nichts mehr davon reden. Sie werden freylich auf diesen noch antworten wollen. Sey es! Ich bin deswegen doch unaufhörlich

den 7 August, 1781.

Ihr

K—u—r.

22.

Hochwürdiger Herr!

Ja, lieber Herr Pfarrer, so ein Fall steht in meinem Systemchen wohl, wie er im Ihrigen stund. Es ist möglich, daß ein verehelichter Geistlicher nachher eben so ausschweifend wäre, als vorher, und es würde auch bey einigen so geschehen. Aber gegen die Zahl derjenigen gerechnet, die sich in der Ehe bessern und rechtschaffne Männer würden, kann man diese wenigen nicht einmal in Anschlag bringen. Und wenn sich so ein liederlicher Mann nicht noch vor der Ehe besserte, könnte man ihm da nicht die heilsame Bedingung machen, daß er sich die Erlaubnis zu heyrathen erst durch sein gutes Betragen erkaufen, und sich erst würdig machen müsse, die Gnade dieses Sakraments zu empfangen?

gen? Wenn der Umstand, daß die Geistlichen endlich mit Frau und Kindern von Hause zu Hause betteln müßten, noch Ihre einzige Sorge ist, wenn dieß noch Ihre einzige Bedenklichkeit gegen die Heyrath der Geistlichen ist, so beruhigen Sie sich nur *). Wies in jedem wohlge-

*) Wie kommts, daß Herr W—o—g sich gegen seinen Gegner gewisser Waffen niemals bedient, die doch wahrscheinlich den Sieg ganz auf seine Seite lenken würden? Ich meyne die Ehen der protestantischen Geistlichen. Diese setzen es ja ausser allen Streit, daß die Verheyrathung der Geistlichen praktikabel sey. Sollte sie es etwa bey katholischen Geistlichen weniger seyn? Tausend würdige Geistliche unter den Protestanten haben den Mittelweg sehr gut zu treffen gewußt, ihrem Amte und ihrer Familie in gleichem Grade Genüge zu leisten, ohne Eines davon zu vernachläßigen.

 Anmerk. v. e. d. H.

geordneten Staate schon ein altes Herkommen ist, keinem Manne die Ehe zu gestatten, ders nicht beweisen kann, daß er seine Frau und Kinder ernähren könne, so würde mans auch bey den Geistlichen einführen. Aber kann die Ehe bey dem armen Geistlichen nicht eben so nützlich und dringend seyn? Sie kann es! Und würde sich da nicht jeder die möglichste Mühe geben, sich für jedes Amt seines Standes tauglich und brauchbar zu machen? Und der brauchbare Mann bleibt selten ohne Brod. Freylich würde bey einigen das Brod doch nicht hinreichen, mehrere zu ernähren. Aber da könnte man helfen! Man dürfte nur nicht so jedermann ohne Unterschied und ohne Gewissen zum Priester machen, wies in einem gewissen Kirchensprengel Mode ist. Man dürfte nur die Mönche von ihren Pfarreyen in ihre Klöster weisen, nicht Einem Geistlichen mehrere

Cano-

Canonicate überlassen, unter Wissenschaft, Rechtschaffenheit und Adel keinen so erstaunlichen Abstand machen — O lieber Herr Pfarrer, tausend Mittel für Eines, wenn man nur wollte! —

Bey den Klostergeistlichen wåre vom Heyrathen nur gar die Rede nicht. Würden einige aus ihnen såkularisirt, je nun, dann ließe sich auch davon sprechen. —

Sie wollen also von dieser Materie nichts mehr reden? Etwa, weil Sie meine Briefe noch einmal ununterbrochen durchgelesen haben? Etwa, weil Ihnen meine Briefe warm machten? Etwa, weil Ihnen Ihre Einwürfe beym Haschen nicht halten wollten? Etwa, weil Sie für den Cålibat nach allen Kråften gestritten haben? Etwa, weil Sie ein *Filius morigerus Ecclesiae* seyn wollen, wenn der Kirche der heilsame Entschluß beykommen sollte? Etwa, weil — doch Sie fürchten — nicht doch — Sie hoffen diese Aenderung nimmer zu erleben! —

Aber wer weiß! Herr Pfarrer, wer weiß! Sie sind ja so alt noch nicht, kaum über 40 Jahre, und Vater Joseph herrscht ja! Und wenn Sie mir ein einziges gutes Wort geben, so kann ich vielleicht — doch da haben Sie meinen ganzen Vorschlag! — Wenn mein Projekt in Ihren Augen seine Abscheulichkeit nach und nach verlieren und Ihnen etwa gar gefallen sollte, je nun, so wäre mirs auch so, daß ich nicht der erste seyn möchte, der seinen Gefallen dran zeigte. Denn da könnten einem die Leute gleich nachsagen — Sie wissen wohl, was für ein arges Maul die Welt hat — kurzum, Herr Pfarrer, Sie sollen nicht der erste seyn, der gegen den gezwungenen Cälibat nur gleichgültig würde. Aber eine Bittschrift will ich aufsetzen, (eine Skizze davon lege ich diesem Briefe bey,) an unsern großen, lieben Menschenfreund und Vater...., daß er unter seinen andern Sorgen für

das

das Wohl und Glück seiner Kinder und den ganzen Staat auch an unsere liebe arme Geistliche denke, und sie glücklich zu machen suche, für die Tage ihres Lebens und der endlosen Ewigkeit. — Und diese Bittschrift nehmen Sie einmal mit, wenn Sie zusammenkommen bey Ihrem Kapitel, oder wie mans heißt. Wenn man dann da nach der Tafel das Desert aufgetragen hat, so ziehen Sie Ihre Schrift aus der Tasche, lesen Sie Ihren Herren Confratribus vor, und ich bin kein ehrlicher Kerl, wenn nicht vom Dekan bis auf den Kapitelbothen alles unterschreibt, Ihren Namen mitten unter die andern — so ist alle Bedenklichkeit gehoben. — Dieß also von dieser Materie! Nächstens schreib' ich Ihnen eine Begebenheit zwischen meinem größern Knaben und des Vogts Sohne. Sie kennen beyde. Ich bin ewig Ihr treuer Freund

den 13 August, 1781.

W—o—g.

Monarch!

Vater!

Schon einmal brach ein Stral aus der schweren, angstvollen Dämmerung und versprach uns Licht: aber es war nur Schein des Lichts, kam nicht zum vollen Schimmer, und ward wieder erstickt von der Last der dunkeln Nacht. Es blieb Nacht! — Nun bist Du, großer Kaiser, noch der einzige Anker, auf den wir uns und unser Sehnen nach Freyheit vom Zwange stützen.

Wie manches edle Herz Deiner Kinder, die dem Altare dienen, schmachtet in ungetheiltem Gram, schwermüthiger Einsamkeit, und unnatürlichen Ketten, wie manches lernt und muß ausschweifen, weil es den Weg der Natur nicht gehen darf! Erleichtere Du jenes, führe dieses zurück, beglücke beyde!

Es

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein ist. Sieh, wir sind allein, und fühlen die Wahrheit des göttlichen Ausspruchs! Aber Du, den Gott selbst zum Ausführer Seines Wortes, zum Beschützer Seiner Religion, und zum Vater Seiner Kinder aufgestellt hat, vollzieh, was ein Gott sprach, und ein zu hartes menschliches Gesetz vernichtete!

Gieb uns Gattinnen, wie Gott dem ersten Menschen! Ahme Gott nach! Mache die Sitten blühen, die Religion glänzen, mache den Staat glücklich! Mach, daß eine frohe Schaar Deiner Kinder jauchzend Dir danke; danke, für ihr eignes Wohl, für das Wohl der Religion, für das Wohl des Staates!

Sey Vater! Der Segen Deiner Kinder ist des Vaters Segen. Amen.

N. N.	N. N.
N. N.	N. N.
N. N.	N. N.
N. N.	N. N.
N. N.	N. N.
N. N.	N. N.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sulzer, Johann Anton,

Briefe über den Cälibat unsrer katholischen Geistlichen Ein Anhang zu den Briefen über das Mönchswesen

Oberhausen [i.e. Ulm] 1781

J.can.p. 160
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10544480-5
VD18 1482437X-001